

Bockwa und Oberhohndorf mit dem Kohlberg. Nach einer Lithographie aus der 1852 in Dresden erschienenen „Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues“ von Emil Herzog.

Die Treibgärtnerei auf den Planitzer Erdbränden

Von Rudolf Ludwig, Görlitz

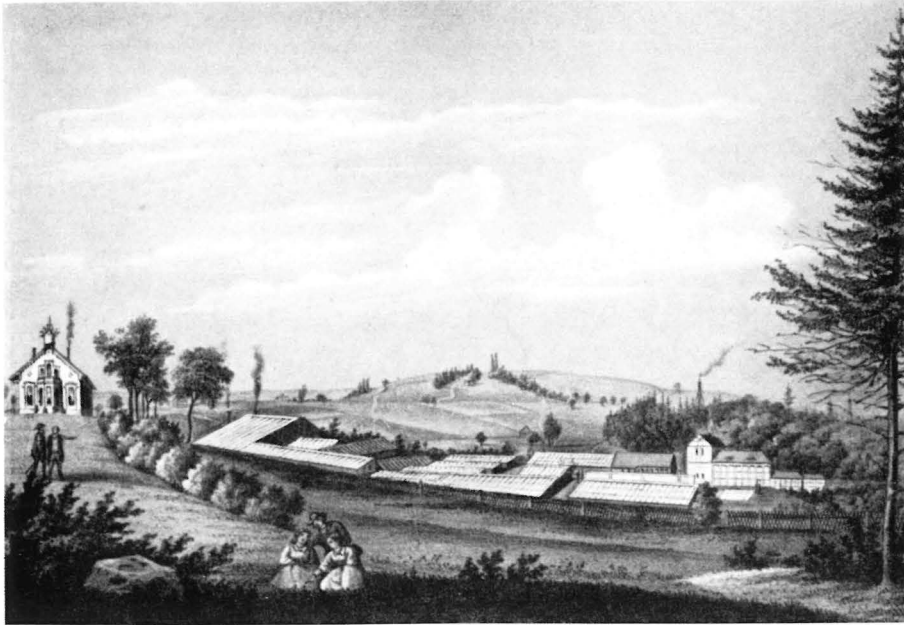
Das „Anschnitt“-Heft 2/1962 enthielt eine Abhandlung über „Die Kreuzigungsgruppe in der Kirche zu Cainsdorf bei Zwickau/Sachsen“ mit einem kurzen Überblick über die Anfänge des Steinkohlenbergbaus auf dem Planitzer Kohlberg. Die darin zitierten Quellschriften lassen erkennen, daß der Abbau der Steinkohle auf der Planitzer Flur von frühesten Zeiten an unter einem ungünstigen Vorzeichen stand; denn jahrhundertlang wüteten in seinen Flözen unterirdische Kohlenbrände, die den Abbau einschränkten oder zeitweise gänzlich verhinderten.

Der „Pirnaische Mönch“ (Historiker Johann Lindner) schrieb über Czwickawe, d. i. Zwickau: „Bey dieser Stat. . . ist ein bornender (brennender) Berg, daher manch Fuder steinerne Kolen wird zu Markte bracht“. Agricola kam als Knabe von Glauchau aus selbst nach Planitz und fand, daß die „Flammen aus den Kohlenschächten loderten wie einst aus Ätna und Vesuv“(?). Den Zwickauer Bürgern sei durch diese Erscheinung große Furcht eingejagt worden. Keiner wisse den wirklichen Anfang des Brandes, meinte Agricola. Er glaubte an Entzündung durch Menschenhand — wie Albinus (in seiner Bergchronik) und mit ihm der Zwickauer Chronist Schmidt (1479). Als Ursache nannten sie den „bei Verfolgung eines Fuchses von einem Jäger unvorsichtigerweise in den Kohlenschacht abgefeuerten Schuß“. Herzog vertrat den Standpunkt, daß Selbstentzündung auf chemischem Wege am wahrscheinlichsten sei; dafür sprächen die

Erfahrungen im englischen, belgischen und schlesischen Bergbau und an der Saar. May stimmte dem auf Grund von Beobachtungen aus jüngerer Zeit zu, da der stärkere Schwefelkiesgehalt im Ausgehenden erhöhte Gefahr der Selbstentzündung bedeute. Außerdem habe der primitive Bergbau, insbesondere das Zurücklassen des Kohlenkleins in den Bauen, die Brandentwicklung begünstigt.

In den Akten und Urkunden wird Ende des 16. Jahrhunderts des ältesten Brandes nicht mehr gedacht, so daß man annehmen kann, er sei nahezu erloschen gewesen. Um so unheilvoller wirkte sich der zweite im Dreißigjährigen Krieg aus, der bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts — bald stärker, bald schwächer — anhielt. Herzog vermutete den Brandherd im tiefen Flöz des Planitzer Pfarrgutes; Funde von verkohlten Geweben und andere Dinge im Heinrichschacht ergaben jedoch 1888 den Beweis, daß sich dieser zweite Brand im Rußkohlenflöz ausgebreitet hatte (May).

Im Jahre 1641 rückten „Kayserlich- und Churfürstlich Sächsische Kriegsvölker“ unter General Borry an, um die Schweden zu vertreiben. Die Bewohner der Umgegend verbargen ihre Habseligkeiten z. T. in den Planitzer Kohlenschächten, die sie verbühten und mit Schutt und Reisig bedeckten. Das Mundloch des Planitz-Bockwaer Kommuntollens verstürzten sie, um das Eindringen der Plünderer zu verhüten. Die Soldaten erfuhren von den Verstecken, und



Die Geitnersche Treibgärtnerei auf den Planitzer Erdbränden.

da sie beim Nachgraben nichts für sich Geeignetes finden konnten, zündeten sie aus Rache die Kohlhütten oder Kauen an. Das Feuer erreichte den etwa 40 Meter tiefen späteren Rauchschat, ergriff die Zimmerung und dann die Kohlenwände im Schacht.

Da die Köhler vor den Kriegsvölkern geflohen waren, bestand keine Aussicht, den Brand wirkungsvoll zu bekämpfen. Borry schickte nach Werdau, wo sich der Bergmeister Asmus Kuntz gerade aufhielt. Nach anfänglichem Zögern kam er und fand, als er den Stollen öffnen ließ, in Brandwettern den Tod. Die Bekämpfung des Brandes füllte einen eigenen Chronikband. Da die Versuche, durch aufgestaute Stollenwasser und Vermauern das Feuer zu löschen, fehlschlügen, beschloß man, die Schächte und Stollen zu verstürzen. Herzog berichtet für 1668, daß es wie von Kanonenschüssen unter der Erde krachte. Aus den Schächten stiegen gewaltige Rauch- und Feuersäulen auf. Die „Löschconsorten“, zwei Bürger aus Zwickau und Planitz, erboten sich 1669, gegen Anteil am Ladungsquantum die Löschung mit Spritzwerken und Branddämmen auf eigene Kosten zu übernehmen. Sie versuchten, durch dauerndes Spritzen das Feuer niederzuhalten und von der Kohle im Brandbereich abzubauen. Ihre Bemühungen waren nicht von hinreichendem Erfolg. Der Bericht der Planitzer Köhler an den Kurfürsten bestätigt ein so kräftiges unterirdisches Feuer, daß die Lichte schmolzen und die Schuhe an den Füßen verbrannten (1679).

Sicherheitspfeiler, die man stehen ließ, um neue Schächte abteufen zu können, erfüllten ihren Zweck nicht, weil durch mangelhafte Markscheidearbeit wahrscheinlich alte Brandfelder wieder angefahren wurden (May).

1816 wurden die Planitzer Schächte nach kostspieligen, aber vergeblichen Versuchen zur Brandbekämpfung wieder verschüttet. 1822 öffnete man sie erneut und erlebte zwei Jahre später einen so schnell um sich greifenden Brand, daß alle alten Schächte sogleich verstürzt werden mußten. Herzog schätzte, man habe in vier Schächten große Kohlenstöcke dem Feuer preisgeben müssen, von denen ein einziger im Vogelstangenschacht mindestens 10 000 Karren Kohle geliefert haben würde.

1849 wurde auf Prof. Strohmeyers Vorschlag versucht, mit Hilfe von schwefligsauren Dämpfen des Feuers Herr zu werden, aber es brannte unterirdisch weiter wie nach der Bekämpfung des Brandes mit Kohlensäure im folgenden Jahre.

Während in früheren Jahrhunderten die Menschen vom Schauspiel der Rauch- und Flammensäulen angezogen wurden, bewunderten sie nun die im Herbst und Winter deutlich sichtbaren Dämpfe und das schönste Grün auf dem Erdboden — auch bei härtestem Frost —, während der Fleck im Sommer kahl und öde dalag. Getreide konnte auf dem ausgebrannten Boden nicht gedeihen. Die Vögel fanden im Winter hier einen Zufluchtsort.

Der Löbnitzer Arzt Dr. Ernst August Geitner, der sich mit großer Vorliebe der technischen Chemie zuwandte, errichtete, durch die Kontinentalsperre begünstigt, eine chemische Produktenfabrik. Er erfand u. a. das Argentan. Als er später seinen Betrieb nach dem von ihm erworbenen Auerhammer verlegte, schuf er eine beispielhafte Gartenanlage und stiftete den obererzgebirgischen Gartenbauverein.

Eine Notiz im „Dinglerschen polytechnischen Journal“, die auf „die Benutzung der durch unterirdische Kohlenbrände erzeugten Erdwärme zur Erziehung frühzeitiger Gemüse in den Niederlanden“ hinwies, hatte Geitner angeregt, auf den Planitzer Erdbränden die aufsteigenden Dämpfe in ähnlicher Weise nutzbar zu machen. Geitner besaß in der Nähe des Brandfeldes ebenfalls ein chemisch-technisches Etablissement und hatte durch seinen Faktor Bodemann, den hernach Königlich-Hannöverschen Gewerke-Probierer zu Clausthal, alles Interessante über Erdbrände zusammentragen lassen. Mehrmals hatte er die Planitzer Kohlenruben befahren, die vorhandenen älteren Grubenrisse durchgesehen und neue anfertigen lassen.

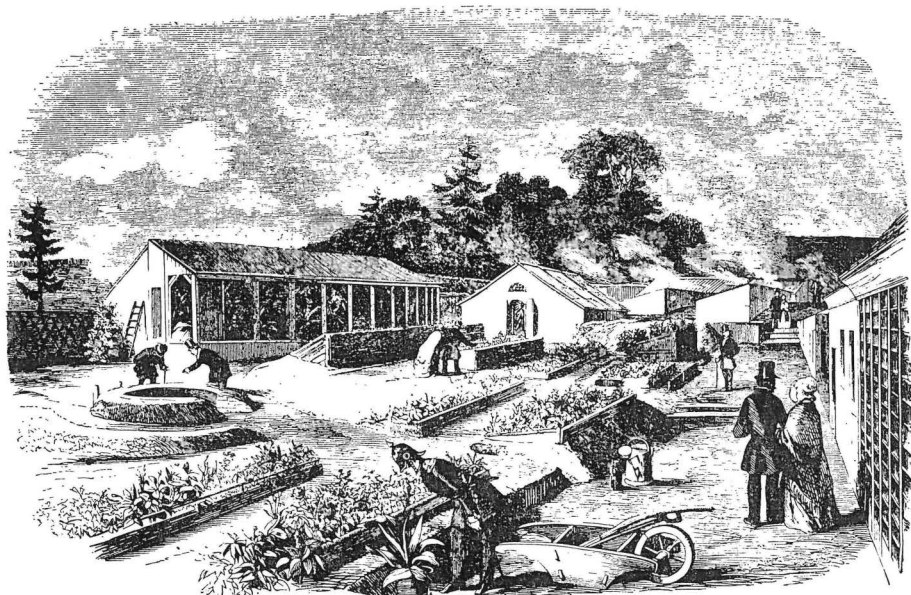
Vom Grundbesitzer, dem Planitzer Kammerherrn von Arnim, erlangte er „liberale Gewährung“ seines Gesuches und konnte bereits im März 1837 die Gartenbauversuche beginnen und sogenannte holländische Kästen einrichten. Mit Bischofserbsen, Buschbohnen, Gurken, Melonen, Salat und Radieschen begann die Gartenkultur. Im Herbst war nicht nur ein großer Teil des Geländes planiert, sondern es stand auch das Glashaus nebst sechzehn Kästen fertig da, und eine Rohrleitung versorgte die Anstalt mit Wasser. Eine Wohnung für den Gärtner war erforderlich, um Tag und Nacht Überwachung zu gewährleisten; denn „Vexationen“ (Neckereien) und Diebereien an Fenstern und Pflanzen schadeten dem Unternehmen. Selbstverständlich fehlte es nicht an bösen Zügen, die verbreiteten, es werde alles verbrennen, weil auch angepflanzte Hölzer nicht fortgekommen waren. Die Radieschen, die bald angeboten wurden, hätten brenzlichen oder rauchig-bitteren Nachgeschmack. Kälteeinbrüche, mangelnde Lüftung und Nachlässigkeiten des Personals fügten weitere Schäden hinzu. Die künstliche Vermehrung von Topfpflanzen und deren Auf-

zucht aus Samen, die herangezogenen Rhododendren, Azaleen, Citronen usf. gediehen gut.

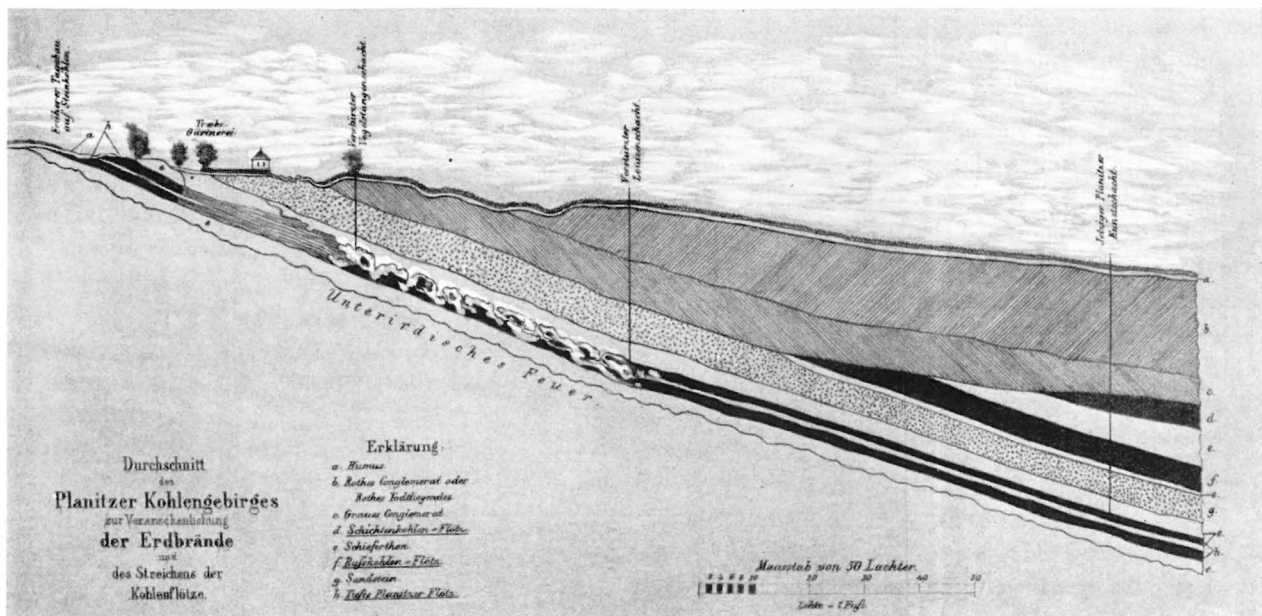
Dr. Geitner hatte vor der Floragesellschaft in Dresden Vorträge über seine Versuche auf den Planitzer Erdbränden gehalten und bestätigt gefunden, daß man das Unternehmen in größerem Umfange betreiben müsse. Da das einem einzelnen nicht möglich war, wurde Geitner zu dem Plane ermutigt, Gartenfreunde für den gemeinschaftlichen Fortbetrieb der Treibgärtnerei zu gewinnen. Er bildete einen Verein, der 100 Aktien à 25 Taler ausgab und die „Statuten der gewerkschaftlichen Treibe-Gärtnerei auf den Erdbränden bey Planitz als eines allgemeinen Institutes für Garten- und Blumenfreunde“ annahm. Die Beteiligten sollten Zinsen und Dividenden in Pflanzen erhalten und alljährlich in den Besitz der neuesten und schönsten Produkte des Gartenbaus und der Blumenzucht kommen.

Gleichzeitig gründete Geitner einen Planitzer Gartenbauverein, der den Zweck verfolgte, Ideen, Versuchsgrundlagen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Gärtnerei und in den Branchen der Ökonomie auszutauschen sowie Kauf, Tausch oder Schenkung von Sämereien, Sträuchern, Edelreisern usw. zu ermöglichen.

Das Garteninstitut gedieh. Weitere Warm- und Kalthäuser und Freilandbeete wurden eingerichtet. Da sich aber der alsbald erhoffte Gewinn nicht gleich einstellte und die Aktionäre für den weiteren Ausbau keine Opfer bringen wollten, war die Anlage gefährdet. Dies um so mehr, als sich bei der leichten Bauweise nach sieben Jahren gründliche Reparaturen nötig machten. Warmhäuser, die eine recht solide Ausführung erfordern, waren in Fachwerkbau errichtet und mit $\frac{1}{4}$ “ starker Ziegelmauer ausgesetzt; die Ananashäuser bestanden nur aus Pfosten.



Die Treibgärtnerei von Geitner im Jahre 1849. Aus dem „Zwickauer Heimatbogen“ 4.



Schematische Darstellung der Planitzer Erdbrände. Aus: „Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues“ von Herzog.

Dr. Geitner rief seinen Sohn Gustav Geitner, der auf Wunsch des Vaters eine gediegene Ausbildung im Gartenbau erhalten hatte, aus dem Ausland zurück und übertrug ihm die Leitung der Treibgärtnerei. Die Mittel für die durchgreifenden Reparaturen wurden ihm nicht bereitgestellt; man entschloß sich, die Anlage zu verpachten. Da sich kein Pachtlustiger fand und Verhandlungen über die Fortführung des Betriebs zu keinem Ergebnis führten, löste sich die Gesellschaft 1846 auf und gedachte den Garten zu verkaufen. Angesichts des Verfalls der Baulichkeiten und der ungünstigen Grundbesitzverhältnisse stellte sich kein Käufer ein — außer Herrn Gustav Geitner —, der den Garten erstand, weil er die Möglichkeit sah, das Werk seines Vaters doch noch zum Erfolg zu führen und weil er Grund hatte, auf gute Resultate zu hoffen.

Mit dem Bau des Palmenhauses, das nach G. Geitners Auffassung seinem Inhalt nach und auf so kleinem Raum wohl von keinem anderen auf dem Kontinent übertroffen wurde, kam die Anlage 1855 zu einem gewissen Abschluß. Freilandkulturen wurden durch den Ankauf eines Gütchens von 8 Scheffel Areal möglich, und die großen Staudenquartiere konnten auf einem bisher wüstgelegenen Kohlenabbaufeld untergebracht werden.

1861 erhielt das große Palmenhaus einen Zuwachs von etwa 40 Zentnern Palmenstämmen aus Surinam (Niederländisch-Guayana). Zur Orchideenbeschaffung hatte man sich schon früher an einen reisenden Naturforscher und Sammler aus Kiel gewandt. Kataloge informierten seit 1845 Besucher und Käufer. Die Jubiläumsausgabe von 1862-64 enthielt 120 Seiten engsten Druckes mit einem Index, der nahezu 1500 Gattungen aufwies, von denen einige wieder 400-500

Abarten zählten. Die Glashäuser, Hauptanziehungspunkt der Anlage, beherbergten herrliche Palmen, Farne und Cycadeensortimente; tropische Wasserpflanzen, technisch-officinell wichtige Pflanzen neben Reis, Zuckerrohr und Papierstauden, ein stattliches Exemplar einer Mangostane und die Ouviranda (Gitterpflanze aus Madagaskar) fanden viele Bewunderer. Die Gartenanlage erlangte europäischen Ruf.

Gustav Geitner gab einige Zeit das erste deutsche kolorierte Magazin für Pflanzenfreunde und Maler heraus. Zeit- und Geldmangel hinderten ihn, diese Publikation weiter erscheinen zu lassen.

Die Dämpfe der unterirdischen Feuer fanden nach Dr. Geitners Bericht nicht senkrecht nach oben, sondern seitwärts durch alte Baue, Klüfte und Risse ihren Ausgang in unmittelbarer Nähe und z. T. in der Umzäunung der Gärtnerei. Durch die in die Klüftungen senkrecht eingelassenen 12-15 Röhren (Fümetten) wurden sie gefaßt und in horizontalen Kanälen durch die Glashäuser geleitet, wodurch es möglich war, jedem Haus für den in ihm untergebrachten Bestand die geeignete Temperatur zu geben. Da die Hauptklüfte, aus denen die Dämpfe von 60-70° R strömten, 20-40 Ellen voneinander entfernt lagen und diese Temperatur sich dem Erdboden nur etwa 2 Ellen im Umkreis mitteilte, so hatte das übrige Terrain je nach Jahreszeit und Witterung nur Temperaturen von 5-16° R. Sie wurden auf Veranlassung Alexander von Humboldts von G. Geitner mit zwanzig Thermometern ermittelt. Um 1852 wurde eine Fläche von 600 m Länge (in ostwestlicher Richtung) und 120 m Breite beheizt.

Mit dem Nachlassen des Erdbrandes entbehrte die Anlage mehr und mehr der feuchten Wärme; damit aber war der Fortbestand der tropischen Pflanzen in Frage gestellt. Kanalheizung konnte keinen Ersatz bieten. Die wertvollen Gewächse gingen ein. Krank und enttäuscht starb Gustav Geitner 1866 im Alter von 44 Jahren. Sein Vater hatte Anhaltspunkte dafür, daß der Erdbrand in westnordwestlicher Richtung fortschreite und daß man bei der Vergrößerung des Gartens darauf achten müsse. Er glaubte sich zu der Überzeugung berechtigt, „daß noch mehrere, vielleicht viele Menschenalter verlaufen, ehe die Zeit eintreten möchte, in der es in der nächsten Umgebung der jetzigen Treibgärtnerei an Plätzen fehlen dürfte, welche für den Zweck des Gartenvereins geeignet sein werden“. Er hatte sich sehr getäuscht.

Dr. Geitner befaßte sich in guter Zeit sogar mit dem Gedanken, die wässerigen und fast nur mit Kohlensäure angereicherten heißen Dämpfe balneologischen Zwecken zuzuführen. Er versprach sich eine Wirkung, wie sie etwa die Karlsbader Sprudel-Dampfbäder vornehmlich bei chronischen Übeln hätten. In recht geheimnisvoller Weise deutete er den Einfluß eines dabei vielleicht wirksamen,

eigentümlichen (Hufelandischen) Brunnengeistes an, dessen Bestandteile wohl von den Chemikern noch nicht bestimmt seien, der aber als Erd-, Kohlen- oder Dampfgeist in- und adhäreren werde.

Abschließend sei noch auf die Veränderungen hingewiesen, die das Nebengestein durch die Brände in den Schächten erfuhr. Sie sprechen dafür, daß Temperaturen herrschten, wie wir sie in Ziegelbrenn- oder Porzellanöfen vorfinden. Dietrich stellte fest, daß der graugefärbte Schiefertone rötlich-grau, auch gelblich-rot oder rötlich-weiß wurde, teils gestreift, auch mit konzentrischen Zeichnungen. May beschreibt die Umwandlung des Schiefertons in harten Porzellanjaspis; der Sphärosiderit sei verschlackt; neue Mineralien wie Arnimit seien entstanden.

Literaturhinweise

- Herzog, E.: Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbergbaus, 1852.
 Dr. Geitner, E. A.: Beschreibung der Treibe-Gärtnerei auf den Erdbränden bey Planitz nächst Zwickau, Leipzig 1839.
 Geitner, G.: Wegweiser durch die Treibegärtnerei und Baumschule zu Planitz bei Zwickau in Sachsen. Oeser, Neusalza.
 Dr. Dietrich, O.: Die Erdbrände und die Treibgärtnerei in Planitz. 1873 und 1897 im Jahresbericht des „Vereins für Naturkunde“ zu Zwickau in Sachsen.
 Dr. May: 75 Jahre Gemeinschaftsarbeit der Sächsischen Steinkohlenwerke, Zwickau 1936.

Aus der Geschichte des Eisenwerks Oberweiler

Von Dr. Ernst Scheffelt, Badenweiler

Das Eisenwerk zu Oberweiler im Markgräflerland wird erstmals 1582 erwähnt. In den Akten ist es allerdings meistens als „Hüttenwerk Badenweiler“ bezeichnet worden, da Oberweiler zur Vogtei Badenweiler gehörte. Besitzer (Erbpächter) waren anfangs die Junker Horneck von Hornberg. 1595 kaufte Markgraf Georg Friedrich das Werk, nachdem er die Regierung im südlichen Teil der Markgrafschaft Baden-Durlach (Herrschaften Rötteln, Sausenberg, Badenweiler) angetreten hatte. Als bald ließ er in Oberweiler in aller Heimlichkeit durch einen Granatendreher aus Berchtesgaden auch Geschützkugeln und Granaten herstellen, denn er sah eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den beiden Konfessionen voraus und unterhielt — besonders als ihm durch den Tod seines Bruders 1604 auch die untere Markgrafschaft zugefallen war — ein ansehnliches Heer. Zu seinem obersten Inspektor über die in der Markgrafschaft gelegenen Bergwerke ernannte er 1606 einen gewissen Wilhelm Prechter, dem das „Commando über alle Bergwerksdiener“ übertragen war. Es ist bemerkenswert, daß bereits 1608 am Eisenwerk Oberweiler die Einrichtung einer sogenannten Bruderbüchse, eine Art freiwilliger Unterstützungskasse, bestand, deren Belege über Einnahmen und Ausgaben — säuberlich auf Papierstreifen geschrieben — noch erhalten sind. Als Beitrag für ein Quartal zahlte beispielsweise der Schmelzer Jacob Häussler einen Gulden, zwei Batzen und drei Kreuzer.

Der Hammerschmied entrichtete vier Batzen und der Erzfuhrmann einen Batzen und sechs Kreuzer. Als 1610 der Kohlenknecht G. Gontz „von einem brennenden Kohlenhaufen übel verbrennet worden“ und an den Folgen des Unfalls später starb, sind ihm von der achten Woche des dritten Quartals bis zur zweiten Woche des vierten Quartals insgesamt acht Gulden „von der gemeinen Gesellschaft verwilligt und in seiner Krankheit gesteuert worden“. Seine Witwe erhielt „zu ihrer Abfertigung“ einen Gulden, sieben Batzen und sechs Kreuzer. Die Holzknechtsfrau Christa Lindner wurde „in ihrem Kindbett die neunte bis zwölfte Wochen“ mit je fünf Batzen unterstützt. 1613 hat die Bruderbüchse „dem alten Kohler“ Clement Bader „zu seiner Badfahrt verehrt fünf Gulden“, und als 1615 Hans Hasslinger „seiner Krankheit halber in Sauerbrunnen gezogen“, ist ihm ein Zuschuß von vier Gulden „gesteuert“ worden.

Nach 1617, als der „Verweser der Eysenschmidten“, Klebsattel, die Rechnungsführung der Bruderbüchse übernommen hatte, fehlen die meisten Belege, und 1620 hören die Nachrichten über die Bruderbüchse vorübergehend ganz auf. Der Dreißigjährige Krieg mit zunehmender Teuerung und Geldentwertung hatte begonnen.

Zu jener Zeit arbeitete das Eisenwerk Oberweiler mit 33 Mann und soll, ebenso wie das Werk zu Kandern,